

Ines Geipel und Andreas Petersen

Mit Beiträgen von Heidi Bohley, Herbert Fischer-Solms, Hans-Joachim Föller, Roman Grafe, Carla Hicks, Karin Hartewig, Helga Hirsch, Volker Höffer, Carl-Wolfgang Holzapfel, Silke Klewin, Cornelia Liebold, Benedict Maria Mülder, Grit Poppe, Thomas Purschke, Ramona Ramsenthaler, Mike Schmeitzner, Jochen Stadt, Juliane Schütterle, Burkhard Veigel

Black Box DDR

Unerzählte Leben unterm SED-Regime

marixverlag

- 7** Vorwort
- 10** Das Warten auf die Linden
Magdalene Riecken
Andreas Petersen
- 20** Ich wollte Pionier sein
Franz Itting
Roman Grafe
- 28** Kinderschuhe
Ilse Moritz und Waltraud Thiele, geb. Moritz
Heidi Boley
- 38** Rednerisch begabt, ehrlich
und sozialistisch erzogen
Gustav Hartmann
Mike Schmeitzner
- 48** An Sabotage hat man nicht gedacht
Dietrich Schopen
Ramona Ramsthaler
- 56** Grell geschminkt im kalten Licht
Edeltraud Eckert
Ines Geipel
- 64** Von toten Briefkästen war keine Rede
Hans Erdler und die Eberswalder Gruppe
Benedict Maria Müller
- 74** Schule der Erniedrigung
Bruno Goldhammer
Katrin Hartewig
- 80** Wo war Bruno?
Susanne und Bruno Krüger
Jochen Staadt
- 86** Organisieren war mein Leben
Friedrich Niendorf
Andreas Petersen
- 98** Große Tage für Deutschland
Klaus Granau
Carl-Wolfgang Holzapfel
- 104** Sozialistischer Frühling auf dem Lande
Christian W., Hermann F., Heinrich K.
Volker Höffer
- 110** Umzüge
Hedwig Lopatta und Sigrid Schulze
Carla Hicks
- 120** Wenn man erwischt wurde,
gab es vier Jahre
Helmut Schmidt
Andreas Petersen
- 128** Sollte sie ihn hassen?
Herta Mahlo, geb. Fandrey
Helga Hirsch
- 140** Berlin, Gleimstraße
*Rüdiger Ellsall, Gerhard Bölcke,
Monika und Erhard Gierth*
Burkhardt Veigel
- 149** Tunnel-Dieter
Dieter Hötger
Silke Klewin
- 160** Vergnügt und nützlich
Beate Matteoli
Ines Geipel
- 166** Zur Marine und dann weg!
Hans-Jürgen Meckert
Silke Klewin und Cornelia Liebold
- 176** Der Kanalschwimmer
Hartmut Richter
Andreas Petersen
- 187** Auf hoher See
Werner Kilz
Ines Geipel
- 195** Die immerwährende Stadt
Martin Schmidt
Andreas Petersen
- 209** Klausur im Eichsfeld
*Schwester Felicia, Schwester Theresita,
Schwester Monika*
Andreas Petersen
- 218** Wie im richtigen Leben
Manfred Kiedorf
Ines Geipel
- 230** Rostocker Schiffsmotor
Klaus Keizler
Andreas Petersen
- 242** Alle vierzehn Tage
Jana Schmidt
Ines Geipel
- 252** Gottesdienst einmal ganz anders
Jürgen Hauskeller
Hans-Joachim Föllner
- 262** Die Ersteigung des Mount Everest
Gregor-Torsten Kozik
Ines Geipel
- 274** Ausbruch aus Rüdersdorf
*Rainer Buchwald und
Clemens Lindenau*
Grit Poppe
- 284** Mit Interesse und Passion
Alfredo Pöge
Herbert Fischer-Solms
- 290** Für sich haben die einen Strich
unter die Sache gemacht
Mario Oehme
Juliane Schütterle
- 298** Unvermeidlicher Bestandteil unserer
dienstlichen Obliegenheiten
Rainer Hartwich und Michael Oettel
Thomas Purschke
- 306** Wie ein Tiger im Zoo
Andreas Mehlstäubl, geb. Metschies
Andreas Petersen
- 315** Anhang

Vorwort

Wer sich in den vergangenen zwanzig Jahren der Geschichte der DDR näherte, befand sich über kurz oder lang in einem heftigen Streit. Utopie, Stasi, Ostalgie, Mauertote, Frauenemanzipation, glückliches Leben, Unrechts-Staat? Ja, was war es denn nun, dieses Land?

Vielleicht bedingte es die Art und Weise, wie das System wegrutschte, vielleicht lag es an der politischen Tektonik nach 1989, sicherlich verursachte es die Härtesubstanz des untergegangenen Regimes, aber auch die systemische Cleverness der alten Macht-netze – in jedem Fall brauchte es nicht lange und die DDR wurde zu einer einzigartigen Projektionsfläche unterschiedlichster Interessen. Hinter den vielen Skandalgeschichten der letzten Jahre und der Ratlosigkeit im Hinblick auf die affektgeladenen Debatten fanden Wissenschaft und Feuilleton den Ausweg schließlich in der Suche nach dem Alltag in Ostdeutschland.

Das Buch versucht, genau diesen Aspekt ernst zu nehmen und fragt nach konkretem Leben in der DDR. Es geht um Arbeiter und Bauern, Schüler und Wissenschaftler, Maler und Schriftsteller, den Sport und die Kirche, Parteien und Armee, groß gedachte Musterstädte, Gefängnisse und Staatssicherheit. Dabei könnte man die aufgezeichneten Biogramme als singulär bezeichnen und als Ausnahmen abtun. Tatsächlich aber stehen sie für eine große Zahl nämlicher Schicksale, oft für Tausende, ja manchmal für Millionen.

Am offensichtlichsten gilt diese Kollektivdimension für die hier versammelten Fluchtgeschichten. Bis 1961 kehrten der kleinen DDR mit ihren durchschnittlich 17 Millionen Einwohnern mehr als drei Millionen Menschen den Rücken. Wie viele von den Weggegangenen ohne den Bau der Mauer in den folgenden drei Jahrzehnten das Land verlassen hätten, bleibt Spekulation. Dokumentiert ist aber, dass allein mit der Maueröffnung 1989 388.000 Ostdeutsche in den Westen übersiedelten. Im Jahr darauf gingen noch einmal ebenso viele. Sie gehören zu den 4,6 Millionen, die von 1945 bis 1990 die Sowjetische Besatzungszone und die DDR verließen. Allein 75.000 Menschen wurden wegen Republikflucht inhaftiert.

Wer im Land blieb, lebte ab 1961 im Einschluss. Was sich durch die Porträts in diesem Buch zieht und was sie eint, ist vor allem Schweigen. Ein Schweigen aus traumatischen Erfahrungen, auferlegten Tabus, oft verordnetem Verdrängen und nicht selten staatlich verhinderter Trauer. Im Ganzen eine große Erzählung unbewältigter Geschichte.

Die größte Gruppe, die dieses Schweigeverdikt traf, waren die über vier Millionen Vertriebenen. Im Jahr 1950 war das jeder vierte Ostdeutsche. Auch die Geschichte der 700.000 Sozialdemokraten, deren Partei 1946 zwangsvereint wurde, unterlag dem Tabu. SPDler, die sich der Politfinte widersetzen, wurden denunziert und ausnahmslos verfolgt. Auch die Zeugen Jehovas und Juden, die vor staatlichem Antisemitismus flohen, sahen sich nur fünf Jahre nach Kriegsende erneuten Zugriffen und politischen Drangsalierungen ausgesetzt.

Und was vollzog sich dort, wo das Neue, weil Bessere des Arbeiter- und Bauernstaates Einzug halten sollte, was geschah in den Fabriken und auf dem Land? Trotz Verlockungen und Druck waren bis 1958 weniger als die Hälfte der 800.000 Einzelbauern in Produktionsgenossenschaften eingetreten. Zwei Jahre später hatte man die restlichen 450.000 Gehöfte in die LPGs gepresst. Diesem kollektiven Masterplan waren immer ganze Familien und so mindestens zwei Millionen Menschen ausgesetzt. Doch was hieß das für das einzelne Leben?

120.000 überlebten die NKWD-Speziallager, Zehntausende wurden in die Sowjetunion verschleppt, mehr als 200.000 politische Häftlinge saßen in ostdeutschen Zuchthäusern, dazu kamen die Inhaftierten der Jugendwerkhöfe. Was sagen diese Zahlen? Wie lebte es sich nach Verhören, Gefängnisdrill und einem Leben als Nummer? Was bewirkten diese Willkür-Erfahrungen in den Familien und unter den Freunden? Wie sollte ein unbelebtes Verhältnis zur DDR danach noch möglich sein?

Von einem sehr anderen Schweigen erzählen die Geschichten innerhalb des harten Kerns der kommunistischen Führungsriege. Viele von ihnen erlebten im Moskauer Exil, dass ihre Parteigenossen verhaftet, verschleppt oder erschossen wurden. Ein Schweigen der Macht, das vielfach in den Familien der rund 600.000 Geheimdienstler weiterlebte, die während der DDR für den Staatssicherheitsdienst arbeiteten. Unbenannte Erzählepots, die zu Tretminen der Geschichte wurden, mit deren toxischer Wirkung die Folgegenerationen bis auf weiteres zu kämpfen haben.

Nach Krieg, Bunkernächten und Vertreibung, nach Millionenfluchten in den Westen, Deportationen ohne Nachricht, zehnjährigem Warten auf die Männer aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, nach Enteignung und Zwangskollektivierung war es nur zu verständlich, dass das durchgeschüttelte Ostdeutschland um Normalität rang und sich nach Alltag sehnte. Aber was macht das Leben alltäglich? Ein nettes Café mit guten Zeitungen, eine Reise ins Ausland, unzensurierte Bücher, Fernsehprogramme der eigenen Wahl, ein chices Kleid, das Wunschauto, ein Telefon, die eigenen vier Wände? Und wie stand es um den Traumberuf, die Sorge um die kranke Mutter, die im Westen lebte, die Gründung eines Vereins oder die Sehnsucht, die eigene Kreativität ausleben zu können?

Für vieles, was Leben selbstverständlich macht, verweigerten die Staats-Oberer der DDR oft auf beispiellose Weise die Genehmigung. So bedeutete ostdeutscher Alltag von

vornherein ein Leben unter enormer Belastung, wurde zu einem Alltag ohne Maß. Wenn heute oft davon die Rede ist, dass eine Vielzahl von DDR-Bürgern mit ihren Mühen, Sorgen und ihrem privaten Glück das Leben als Normalität erfahren haben, verhandelt man eine Binsenwahrheit. Menschen richteten sich selbst unter extremen Bedingungen ein, suchten im abgezirkelten Rahmen nach dem, was zugelassen ist und vollbringen noch unter widrigsten Verhältnissen erstaunliche Lebensleistungen.

Nach zwei Jahrzehnten Mauerfall verabschiedet sich nun auch jene ostdeutsche Kriegskindgeneration, die die DDR maßgeblich aufgebaut hat. Ihre Bilanz dürfte gemischt ausfallen. Eingenordet in die Niederlagen ihrer Eltern hatte sich insbesondere diese Generation zur Lebensmaxime gemacht, ein neues, anderes Deutschland aufzubauen. Doch unter dem propagandistischen Anfang lag das beschwiegene Trauma der soeben zusammengebrochenen Diktatur. Zu einer verantwortlichen Auseinandersetzung mit der deutschen Schuldgeschichte fanden die neuen Staatsmacher im Osten jedoch nie. Aus diesem Grund charakterisieren nicht zuallererst die medialen Skandalthemen wie Stasi und Mauertote das utopische Großexperiment DDR. Der Kern des Unrechts bestand vor allem in der wiederholten, millionenfachen Zurichtung einer ganzen Gesellschaft, die damit wieder in die Diktatur entglitt.

Auch der Westen trug sich mit der Hypothek von zwölf Jahren Nationalsozialismus. Die Jugendgeneration der 60er Jahre arbeitete sich an einem vielbödigen Schweigen ab und konnte dennoch nicht aus ihrer Haut. Was nach außen auf den ersten Blick so viel bunter und moderner aussah, wiederholte jedoch das Elternprogramm vielfach nur unter umgekehrten Vorzeichen. Vom Unrecht im Osten wollte all die Jahre kaum einer etwas wissen. Die Last der ersten Diktatur wog für die sich suchende Demokratie im Westen allemal genug.

Als 1989 die Mauer fiel, hätte man annehmen können, dass nun auch dieses Schweigevolumen aufbrechen könnte. Doch die Ostdeutschen kämpften um ihre Existenzen, und im Westen wollten die wenigsten hören, was man sich vierzig Jahre lang geleistet hatte, nicht zu sehen. Statistisch gesehen erschien in den letzten zwanzig Jahren jeden Tag ein Buch zur DDR-Geschichte, es gab eine Flut von Filmen, Monografien, Artikeln, enorm viel Geld wurde in die Aufarbeitung gesteckt, doch die politische Kultur und das mentale Klima des Landes erreichte das kaum. Was blieb, waren Orientierungslosigkeit und ein neues Schweigen, die Angst verlängerten und Klischees neuen Raum gaben. In den Schwierigkeiten des Übergangs verformten sich die Erinnerungen, tauchte manches an bigger DDR-Propaganda wieder auf, regredierte die Klärung einer geteilten und doch gemeinsamen Geschichte. Und nun?

Ines Geipel und Andreas Petersen im August 2009

Aktion »Ungeziefer«

Bei der Aktion »Ungeziefer« des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) mussten 8000 Menschen im Mai und Juni 1952 entlang der innerdeutschen Grenze innerhalb von zwei Tagen ohne jede Angabe von Gründen ihre Häuser und Höfe verlassen. Etwa 3000 weitere flohen. An der Grenze wurde ein dreifach gestaffeltes Sperrgebiet errichtet (10-Meter-Kontrollstreifen, 500-Meter-Schutzstreifen, 5-Kilometer-Sperrzone), das nur noch mit Spezialbewilligung betreten werden durfte. Alle »politisch Unzuverlässigen« sollten entfernt werden. »Ist ein Feind der Regierung, aber kann es gut verdecken«, so oder ähnlich lauteten die Spitzelmeldungen, die zur Aufnahme in die Stasi-Ausbürgerungslisten führten. Beim Riecken-Großhof ging es vermutlich um die Überführung ins Landwirtschaftskollektiv. Zehn Jahre später, nach dem Bau der Berliner Mauer, wurden bei der Nachfolgeaktion »Festigung« in sechzig Dörfern morgens um sechs Häuser umstellt und erneut 3175 Menschen ohne Begründung aus dem Grenzraum deportiert.

Das Warten auf die Linden

Magdalene Riecken

Herbst 1939. Die junge Bäuerin lief über das kurz gemähte Gras der Wegrampe neben dem Hof auf den Deich. Sie mochte den Blick auf die Elbe, die stehenden Altarme, die Weiden, die wieder geschlagen werden mussten, die Frachtkähne, die sich in der Abendsonne flussabwärts nach Hamburg schoben. Das Ziel würden sie heute nicht mehr erreichen.

Die Höfe lagen aufgereiht entlang dem Deich, mit der Stirnseite zum nahen Wasser. Gebietsreformen hatten sie zu Landkartendörfern zusammengefasst: Kolepant, Vockfey, Privelack, Pommau. Seit vier Jahren war Magdalene Riecken hier. Es waren schwere Zeiten gewesen, aber ihr Mann und sie hatten etwas erreicht. Der Menschenschlag hier war anders als bei ihnen auf dem Hof im 60 Kilometer entfernten Kogel. Das Platt klang fast gleich, aber man hielt sich in Pommau als Hannoveraner für was Besseres. Manch einer hatte geschaut, als ihr Wilhelm eine aus dem Mecklenburgischen heiratete. Ihr Blick ging zum Hof. Dabei gab es bei ihnen im großen Esszimmer mit den zwölf Stühlen Besteck, auch schon für die dreijährige Gudrun, Biedermeiermöbel im Herrenzimmer und eine Chaiselongue auf den roten Fliesen im großen Flur. Der stattliche Backsteinbau mit Zierverbänden und Buchsbäumen rechts und links der kleinen Freitreppe war gar zum Postkartenmotiv für Sommerfrischler aus Hamburg geworden, samt dem Baumkranz aus Linden um das Haus.

Ihr Mann war ein Bauer mit Ideen, und da war er wie ihr Vater. Auch der hatte jung den Hof übernommen und ihn zu einem Musterbetrieb mit Getreidemäh- und Kartoffelpflanzmaschine, samt eigener Stromversorgung ausgebaut. Seine zwei Töchter hatte er nach der Grundschule von einer Hauslehrerin unterrichten lassen. Wo gab es das schon auf dem Land? Sie lernte



Magdalene und Wilhelm Riecken im Schatten ihrerer Linden, Pommau 1938

Klavier spielen, sprach fehlerfreies Hochdeutsch und besuchte 1929 eine Bauernhochschule auf einem Schloss. Mit der Heirat kam viel Vieh, aber auch ihre eigenen Vorstellungen mit auf den Hof hinterm Deich. Mit 14 Hühnern und einem Hund hatte ihr Mann angefangen, und nun besaßen sie Zuchtstuten, Schweine und schwarzbunte Kühe, ja sogar eine Melkmaschine. Von den 50 Hektar des Hofes war nur die Hälfte unter dem Pflug, aber auf ihren schweren Marschböden weidete Pensionsvieh. Nun, unmittelbar mit Beginn des Krieges war ihr Mann mit zwölf anderen eingezogen worden. Über den Krieg gegen Polen hörte man in Pommau wenig. Magdalene Riecken hoffte vor allem, dass er schnell vorbei sein würde.

Aber die Hoffnung täuschte. 1940 wurde ihre zweite Tochter Marie-Luise geboren. 1941 kam der zukünftige Hoferbe Franz-Wilhelm zur Welt. Doch der Arzt diagnostizierte bei ihm einen Herzklappenfehler. Die drei Kleinkinder, die Angst um den Mann in der Ferne, die seltenen Briefe von ihm, die fehlenden Knechte und Mägde, die Verantwortung für den großen Hof: Die Dreißigjährige war in diesen Jahren oft am Ende ihrer Kraft. Sie bemühte sich um Unterstützung und war erschrocken über die verschleppten Zwangsarbeiterjugendlichen. Ärmlich, mit Kleiderbündeln, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen. Die junge Polin, die letzten Endes zu ihr auf den Hof kam, hieß Sofi. Sie weinte viel und fasste nur langsam Vertrauen. Entgegen allen Vorschriften aß sie mit am Tisch und war bald aus der Familie nicht mehr wegzudenken.

Ende 1943 besuchte Magdalene Riecken ihren Mann in seiner Kaserne in Rumänien. »Der Junge soll den Hof übernehmen, die Mädchen etwas lernen«, gab er ihr mit auf den Heimweg. Dann hörte sie nichts mehr von ihm. Wieder zu Hause, musste sie mit ansehen, wie sich die Wehrmacht hinter dem Deich verbarrikadierte. Auf einmal standen amerikanische Truppen auf der anderen Elbseite. Granaten schlugen ein, Kugeln zersplitterten Dachschiefer. In das Durcheinander aus Kriegsgefangenen, Wehrmachtssoldaten, Zwangsarbeitern in Zivil und verängstigten Frauen und Kindern rückten amerikanische Soldaten ein. Ihnen folgte englische Besatzung. Und auf einmal hieß es: »Die Russen kommen!« Nachbarn flohen über die Elbe. Alle Dörfer wurden besetzt, die Wege abgeriegelt, der Deich bewacht. Es gab Haus-

durchsuchungen, Verdächtigungen, verwirrende Verordnungen und deutsche Zuträger. Leute verschwanden.

Magdalene Riecken entdeckte nachts zwei Russen, die in schwachem Lampenschein Gewehre im Stall vergruben. Sie verschwanden wortlos, als die Bäuerin in der Tür stand. Bei einer Hausdurchsuchung am nächsten Tag wäre sie vermutlich verhaftet worden. Einmal wurde Magdalene Riecken als einzige Frau unter lauter Männern aus dem Dorf verhaftet. Eine Nacht in einer dreckigen Zelle. »Wir sollten immer wieder eingeschüchtert werden, und zur Ablieferung unseres Solls gepresst werden«, erklärt sie in ihren Lebenserinnerungen.

Schließlich wurden sowjetische Grenztruppen im Haus einquartiert. Fünf, sechs Mann waren regelmäßig da. Sie schnitten ihren Tabak auf dem Schreibtisch, steckten einen Balken quer durch den Raum in den Ofen und schoben ihn in die Glut nach. Magdalene Riecken schlief mit den drei Kindern in einer Kammer oben im Haus, in der Diele. Sie kochten im Schweinestall und aßen in der Mehlkammer. Die Soldaten freuten sich an den Kindern. Doch für die alleinstehende Frau war es schrecklich. »Man war Freiwild«, wird sie im Alter ihrer Tochter über diese Zeit sagen. Tagsüber bewirtschaftete sie den Hof, abends flüchtete sie vor den angetrunkenen Soldaten. Immerhin gab es einen russischen Offizier, der »für sie schaute«, so die Formulierung der Tochter.

Überall waren Vertriebene einquartiert, auch bei ihnen. Familie Meier und Familie Hilger. Sie hatten alles verloren. Man wusste gegenseitig um das Schicksal des anderen, war sich schweigend einig über die neuen Herrscher. Die neu Dazugekommenen packten hart zu. Magdalene Riecken war dankbar. Doch dann starb ihr herzkranker Sohn, mit fünf Jahren. Ein Schock. Nachts, wenn sie mit ihren Kindern in einem Zimmer schlief, weinte sie. Von ihrem Mann hatte sie nicht mehr gehört, auch keine Todesanzeige erhalten, nur auf Umwegen gehört, dass er vermisst war. Vielleicht hatte er in russischer Kriegsgefangenschaft überlebt. Sie unternahm alles, um den Hof weiterzuführen. Aber die langen Erntetage, der fehlende Strom für die Dreschmaschine, das Schwarzschlachten in der Nacht, das schwere Holzschlagen im Wald. Auf Dauer würde sie den Hof nicht allein halten können. Immer öfter half ihr der Ostfrieser Heerko Kok. Ein netter Kerl vom Nachbarhof, acht

Jahre älter, ohne Frau. Bald zog er in die Kemenate neben ihrer, auf der Diele. Das gab Magdalene Riecken Schutz. Dabei hielt sie das Verhältnis so diskret, dass es selbst vor den Kindern in der Schwebe blieb. Die russischen Soldaten zogen nach drei Jahren ab, aber das hohe Soll für die gestaffelten Abgaben, der Druck auf die großen Höfe, lagen als Dauerangst über den langen Hoftagen. Nachbarn gaben auf, andere flohen. Deren Güter wurden in den ÖLB, den Örtlichen Landwirtschaftsbetrieb, überführt. Sie aber kämpfte, wollte den Hof erhalten, egal wie, für ihre Kinder. Insgeheim hoffte sie, dass ihr Mann vielleicht doch eines Tages wieder dastehen würde, dass es zusammen weitergehen würde. In all den Jahren hatte sie gelernt, die Zügel in der Hand zu behalten. Zugleich wusste sie, dass sich die Dinge von heute auf morgen ändern konnten. Realistin war sie geworden, hatte einen Blick für das bekommen, was möglich war. Manchmal war es sehr wenig. Dass der neue Staat gegründet wurde, merkten sie vor allem daran, dass die »Demarkationslinie« wie es hieß, befestigt wurde und deutsche Grenzpolizisten jeden Kahn bäugten. Von Schießbefehl war die Rede.

1952. Dreizehn Jahre hatte sie nun den Hof allein geführt. In den Frühling kündigte sich der Sommer an. Hinter dem Deich wurde täglich ein Zehnmeter-Streifen geharkt, Stacheldrahtzäune spannten sich vor ihrem Küchenfenster. Sie bekamen spezielle Ausweise für das Leben im 500-Meter-Niemandland, in dem es keinen Gang mehr auf den Deich gab und keinen Besuch ohne mühsame Passagierscheinangelegenheiten.

»Hast Du auch gehört, dass so viele aus dem Dorf raus müssen?«, fragte die Tochter des Bürgermeisters die 12-jährige Marie-Luise nach dem Klingeln der Schulglocke. Sie rannte nach Hause. Dort standen Mutter und Schwester weinend in der Tür. Sie würden umgesiedelt, in 48 Stunden müsse alles gepackt sein. Warum? Wohin? Nichts wusste man.

Verzweifelt fuhr die Bäuerin mit dem Rad zu Nachbarn. Im Gerüchtegewirr schälte sich heraus: 12 Familien hatten den Bescheid bekommen. Tage wie im Schock: Frau Hilger und die anderen, die beim Packen halfen, ein Verwandter, der abends mit einem Trecker noch Möbel holte. Was mitnehmen, was veräumen, woanders unterbringen? Nächte ohne Schlaf. »Warum

sie?« Am Morgen des 9. Juni 1952 standen Lastwagen vor den Häusern. Auf manch auszusiedelnden Höfen waren Kinder im Krankenhaus, Alte bettlägerig. Möbel, halb offene Kisten, Körbe wurden gestemmt. Verabschiedung von den Flüchtlingsfamilien. Magdalene Riecken stieg mit ihren Töchtern auf die Ladefläche. Unten stand Heerko Kok. Die Ausweisung galt nicht für ihn. Sie hatten abgemacht, dass er den Hof weiterführte. Als der Lastwagen mit ihnen über die Straße hinter den Häusern dahintrumpelte, lag alles wie ausgestorben, war nirgends jemand zu sehen. »Das habe ich erst sehr viel später verstanden«, erzählt die Tochter, »die hatten alle Angst, dass sie die Nächsten sind«.

An der nahen Bahnstation wurden sie in Güterwagen verladen. 53 Menschen drängten sich in die alten Bahnwagen. Kleinkinder, Alte. Wohin sollte es gehen? Sibirien? Wieso sie? »Nein, nein, wir kommen zurück.« Eine Verwechslung. Dass es Tausenden in diesen Stunden gleich ging, wussten sie nicht.

Sie fuhren, standen lange, froren in der Nacht. Weit kamen sie nicht. Am Mittag des nächsten Tages hielt der Zug in Malchin, hundert Kilometer nordöstlich. Lastwagen brachten die Ausgesiedelten in Dörfer der Umgebung. Das Misstrauen der wie immer im Unwissen gelassenen Bevölkerung schlug ihnen entgegen. »Irgendwas werden sie schon gemacht haben«, flüsterten die Nachbarn. Die Mutter kam mit ihren beiden Töchtern in ein Zimmer bei einem Bauern. Vier mal vier Meter. Stühle, ein Tisch. Für Betten war kein Platz. Nachts schliefen sie auf dem Boden. Die Möbel standen im Regen, irgendwann einmal in einem Hühnerstall. Um kochen zu dürfen, mussten sie sich mit der abweisenden Bäuerin einigen.

Heimlich trafen sich Heerko Kok, einen Bullen vom Hof im Schlepptau, und Magdalene Riecken im Gewühl eines Rindermarkts. Auf dem Rückweg ließ man ihn nicht mehr in die Sperrzone. Am Abend stand er vor der Tür. Im Dorf sprach sich herum, dass hier zwei ohne Trauschein miteinander lebten. Es gab Gerede. Nach drei Wochen entschied sich Magdalene Riecken weiterzuziehen. Über Umwege und Kontakte kam sie schließlich zu einer Hofstelle in der Nähe von Malchin. Für das lebende und tote Inventar des enteigneten Hofes hatte sie etwas Geld auf ein Sperrkonto bekommen. Bedingung: Verwendung nur für

eine neue Hofstelle. Land wurde nicht entschädigt. Fünf Wochen nach der Ausschaffung waren alle Höfe der Weggetriebenen in die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) überführt. Einen Teil ihres Viehs konnte sie sich noch holen, aber es gab keine Rückkehr. Selbst das Grab ihres Sohnes auf dem Friedhof in der Sperrzone blieb für sie unerreichbar.

Trotz aller Schwere entschied sich Magdalene Riecken für einen Neuanfang. Die Siedlung war ein ausgebauter Schafstall, quer geteilt für vier »Neubauern«, wie es hieß. Die Zimmer im Hochparterre. Acht Hektar Land für jeden, etwas mehr, als sie früher Wald besaß. Aber sie wollte etwas aufbauen, für ihre Töchter, die halfen, wo sie konnten. Sie bewarb sich um die Genehmigung zur Lehrmeisterin und nahm Marie-Luise offiziell als Lehrtochter auf den Hof. Aber das Ganze stand von vornherein unter einem schlechten Stern: Die Wintervorräte fehlten, genauso wie die Kohlen. Sie froren wochenlang während des bitterkalten Jahreswechsels. Im Dorf munkelten einige, »die Neuen« hätten gegen die Regierung agiert. Man enthielt ihnen ihre Zuteilungen, für Tauschgeschäfte war nichts mehr geblieben, und Heerko Kok war kein Partner für diesen Neuanfang. Am Ende musste Magdalene Riecken an die LPG abgeben. »Manchmal wollten mich die Sorgen schier erdrücken. Ich glaubte mehr als einmal an einem Abgrund zu stehen«, schreibt sie in ihren Erinnerungen.

In all den Jahren kreiselten ihre Gedanken immer wieder um Pommern. Von den Veränderungen auf dem Hof erfuhr sie aus den Briefen der Flüchtlingsfrauen, die nun auf den Feldern der LPG standen. Die Berichte der Frauen kursierten im Kreis der ins Exil getriebenen Dorfschar. Die lebten irgendwo zerstreut und doch imaginär auf ihren Elbhöfen weiter. Magdalene Riecken hoffte noch immer auf ihren Mann, las in der Zeitung Namen für Namen die Listen der aus der Kriegsgefangenschaft Entlassenen durch. Als 1956 die letzten Russlandheimkehrer eintrafen, war sie monatelang niedergeschlagen.

Im Laufe der Jahre erwarb sie sich das Zutrauen der Dorfbewohner von Altbauhof bei Dargun. Manch einer fragte sie unter der Hand: »Nun mal ehrlich: Warum haben sie Euch ausgewiesen?« Was sollte sie schon darauf sagen? Nur zu gern hätte Gudrun, als älteste Tochter, den Hof hinter dem Deich übernommen.

Doch die Zeiten schienen endgültig vorbei. Magdalene Riecken ermutigte ihre Töchter zu lernen, um nicht in der LPG irgendwo auf dem Feld zu stehen. Gudrun wurde Buchhalterin, später Ökonomin in einer LPG. Marie-Luise meldete sich in der Fachschule für Veterinärwesen in Rostock an und arbeitete dann bei einem Tierarzt. Als Tochter einer Zwangsausgesiedelten kam für sie die Erweiterte Oberschule nicht infrage.

Nach fünf Jahren hatte Magdalene Riecken fast alles verloren. Als sie aufgab, erhielt sie die Order, auch ihre Wohnung zu verlassen. In einem ehemaligen Gutshaus in der Nähe kam sie mit ihren Töchtern in zwei Zimmern unter. Heerko Kok zog in eins daneben. Sie brauchte Arbeit und fand sie auch, zum ersten Mal in ihrem Leben nicht in der Landwirtschaft. Nun begleitete die einstige Großbäuerin Kinder, die in die Kur geschickt wurden. Und als 1960 die letzten freien Landwirte in die Produktionsgenossenschaften gezwungen worden waren, richtete man in dem alten Gutshof die Großküche der LPG ein. Sie wurde als Köchin angestellt. 12 Jahre versorgte sie die Landarbeiter, jeden Tag. Die Arbeit gefiel ihr. In die LPG trat sie nie ein, dafür in die LDPD, die Liberaldemokratische Partei. Die war inzwischen zwar auch gleichgeschaltet, aber immerhin noch die schärfste SED-Gegnerin geblieben. »Dann hast du jemand, der dir hilft«, sagte sie sich und wurde Partei-Kassiererin. Ihre Form der stillen Opposition.

In den seltenen, stillen Stunden träumte sie auch weiterhin von Pommau, aber ihr war klar, dass sie dort nicht um die LPG herumgekommen wäre. Sie wollte nicht hadern, versuchte vorzuschauen. »Den Flüchtlingen ging es noch schlechter«, sagte sie zu sich. Dennoch: In einer Tasche hatte sie alle Belege des Hofes, alle Rechnungen, die Grundbucheintragungen, die Bücher aufbewahrt. »Man kann nicht wissen, wie mal alles kommt«, meinte sie.

Heerko Kok fand schließlich Anstellung in der LPG, trank oft und ging seiner Wege. Aber noch immer kochte und wusch Magdalene Riecken für ihn. 1975 starb er. 1985 erfuhr sie, dass ihr Pommau-Hof ganz abgerissen worden war. Die Grenztruppen brauchten freies Sicht- und Schussfeld. Als die Mauer fiel, war Magdalene Riecken 77 Jahre alt. Als sie mit ihrer Tochter Marie-Luise und dem Schwiegersohn Jörg Busse Wochen später in

Pommau eintraf, wuchs hohes Gras, wo einst der Hof gestanden hatte. Einzig eine Jauchegrube war noch zu sehen. »Alles wieder unser!«, sagte sie mit fester Stimme, während sie aufrecht über das Land hinter dem Deich schritt. Kurze Zeit später gab es ein Dorffest. Alle kamen, die Gebliebenen und die vor vier Jahrzehnten Ausgesiedelten. Jemand vor Ort fragte: »Ihr kommt doch aber alle zurück?«

Ab da fuhr man jedes Jahr zwei, drei Mal nach Pommau. Marie-Luise Busse und ihr Mann stellten ihren Wohnwagen auf die Wiese, wo einst der Hof war. Mutter Riecken schlief bei Bekannten. Tagsüber saßen sie in ihren Campingstühlen und beobachteten die Elb-Radwanderer auf dem Deichweg. Immer kam jemand aus der Nachbarschaft vorbei, den man kannte. Aber die Treuhandrückgabe vom enteigneten Land gestaltete sich schwierig. Es gab Interessengemeinschaften. Magdalene Riecken lief mit auf Demonstrationen, ergriff in Diskussionen das Wort im Kreisrat. Fünf Jahre kämpfte sie, dann wurde ihr das Land zurückerstattet. 2004 starb sie. Die Tochter fuhr mit ihrem Mann weiterhin. Nach 1989 hatten sie, zupackend wie ihre Mutter, einen Moment lang überlegt, zurückzugehen und es noch einmal mit der Landwirtschaft zu versuchen. »Aber dazu waren wir schon zu alt«. Das Grundstück blieb unbebaut. Nur die Linden-Ableger wachsen überall aus dem Boden. »Die sind hartnäckig«, meint die Tochter, »die kann man nicht so leicht wegschlagen.«

Andreas Petersen

Jugendwiderstand

An vielen Schulen und Universitäten der SBZ und frühen DDR gab es massiven Widerstand. Am bekanntesten ist der Kreis der Werdauer Oberschüler (1951, 19 Urteile, insgesamt 130 Jahre Haft), die Altenburger Gruppe Antikominform (1950, 15 Urteile, davon drei Todesurteile), die Güstrower Oberschüler (1950, 8 Urteile) oder der Eisenberger Kreis, der auch für den Widerstand an der Universität Jena steht (1953–1958, 24 Urteile).

An den Universitäten entzündete sich der Widerstand insbesondere bei den letzten freien Wahlen der Studentenräte im Februar 1947. Dabei gab es u.a. Verhaftungen an der Berliner Universität (Manfred Klein und Georg Wradzilo), an der Leipziger Universität im Kreis um Wolfgang Natonek (20 Urteile) und um Herbert Belter (1951, 19 Urteile, ein Todesurteil) und in Rostock im Kreis um Arno Esch (1950, 12 Urteile, ein Todesurteil). Das gängige Strafmaß der sowjetischen Militärtribunale für die Jugendlichen war 25 Jahre Gulag.

An Sabotage hat man nicht gedacht

Dietrich Schopen

Dietrich Schopen wurde 1942 als sechstes von acht Kindern in einer christlichen Familie geboren. Der Vater war Pfarrer im kleinen mecklenburgischen Blücher. Schon als Dreizehnjähriger war Dietrich Schopen an Politik interessiert. »Der Mensch soll nicht unterdrückt sein, sondern frei«, hatte ihn die christlich-liberale Erziehung zu Hause gelehrt. Deshalb stand er den Nationalsozialisten, aber auch den Kommunisten gleichermaßen ablehnend gegenüber. Als im Oktober 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone viel von »neuer demokratischer Schule« die Rede war und sie im Mai 1946 schließlich auch gesetzlich verankert wurde, sah es für Dietrich Schopen und seine Freunde tatsächlich nach Neuanfang aus. 1948 ging er auf die Oberschule nach Schwerin und wohnte dort mit Gleichaltrigen in einer Pension in der Goethestraße.

Doch sehr schnell wurde klar, dass Schopens Auffassungen von Demokratie im deutlichen Kontrast zu dem standen, was sich da als politisch neu etablieren wollte. Zwar spielte die im März 1948 gegründete Freie Deutsche Jugend (FDJ) zu dem Zeitpunkt an der Schweriner Goethe-Schule noch keine Rolle, denn sie hatte nur wenige Mitglieder und zum Leidwesen von Volksbildungsminister Gottfried Grünberg waren die Schüler und Schülerinnen eher bürgerlich-konservativ eingestellt, doch gehörig Druck gab es von Anfang an. Klassenlehrer »Abu« Becker warnte deshalb auch seine Schüler, mit ihren Äußerungen vorsichtig zu sein. Außerdem häuften sich die Hinweise, dass von den Oberschülern mehr und mehr auch gesellschaftliches Engagement erwartet wurde. Aus diesem Grund trat Dietrich Schopen Ende 1949 in die LDPD ein. Es wurde heiß diskutiert in dieser liberal-demokratischen Partei, über Wahlen, den Westen, die Freiheit und am Ende auch über freie Wahlen. Regelmäßig fand das statt, in der Kneipe »Petermännchen« am Bahnhof.



Schulklassen an der Goethe-Schule Schwerin, 1950. Dietrich Schopen oben links (Urteil 25 Jahre, Taischet), daneben Wolfgang Strauss (25 Jahre, Workuta), in der Mitte Zweiter von rechts: Eduard Lindhammer (25 Jahre, Workuta). Manfred Markwardt (oben, Vierter von rechts) und Klaus Dieter Ohland (vorne, Dritter von links) wurden verhaftet, aber wieder freigelassen. Vorne in der Mitte Klassenlehrer »Abu« Becker. Von den 31 Schülern legten 1951 nur 16 das Abitur ab. Die meisten flohen.



Sinnvoller Widerstand

Warum Widerstand?
 Weil es gegenüber der Unmenschlichkeit keine Neutralität gibt. Wer sie widerstandlos hinnimmt, hat sie geliebt.
 Wer schweigt, ist mitschuldig.
 Weil Widerstand gegen den Terror nur dann gehen kann, wenn die Aufhebung rechtzeitig geschieht.
 Weil uns die Vergangenheit gelehrt haben sollte, auf der Weg diktatorischer Systeme ins Chaos führt. Wir wollen Deutschland wieder aufbauen, aber wir wollen keine neuen Trümmerhaufen.
 Weil zahllose Menschenopfer in der Vergangenheit aussagt gewesen wären, wenn wir uns heute, da dieselben Unmenschlichkeiten und Verbrechen verübt werden, nicht anfechten würden.
 Weil wir ein Volk sind, das nicht leben kann, wenn es zerstört und den verschiedenen Kräfte der Unterdrückung ausgesetzt bleibt.
 Weil Europa eine Gemeinschaft von Völkern ist, die nicht existieren kann, wenn Tabor und Sklaverei Wohlstand und Sicherheit gefährden.
 Weil Berlin mitten der Sowjetzone eine Insel der Freiheit ist, von der die Bevölkerung der Ostzone in ihrem Befreiungskampf nicht im Stich gelassen wird.

Wie soll Widerstand geleistet werden?!
 Nicht durch Sabotageakte. — Von den wenigen, im Kluge nicht vernichteten Worten darf nichts zerstört werden. Wir brauchen sie für den Aufbau Deutschlands.
 Sondern durch Boykott der SED und der SED-tauglichen Massenorganisationen. **Unterstützt** die zuständigen Vertreter in den bürgerlichen Parteien. Wählt parteilose Kandidaten in die Volkskammer. **Heißt** den von kommunistischen Regime Verfolgten.
 die Notwendigkeit ihres Handelns nicht, sondern danach, die mit ihnen verbundenen Aufgaben zu lösen.
 Sondern indem wir uns mit allen Kräften für Freiheit, Recht und Menschlichkeit einsetzen. **Boycottiert** die politischen Feiern und die Demonstrationen der kommunistischen Organisationen. **Unterstützt** die gesetzlichen Kampfe und Handlungen. Keine Kraft, kein Spielzeug, keine Kraft zum kommunistischen Geschäftsman. **Heißt** nicht jenen, die Notwendigkeit ihres Handelns nicht, sondern danach, die mit ihnen verbundenen Aufgaben zu lösen.
 Nicht durch Angriffe auf die Bestraungsmacht. — Niemand darf den Sowjets ohne Handhabe gegeben werden, was unter Anrufung eines Rechtes zu Recht ist.
 Sondern durch Boykott der gesetzlich festgelegten Leistungen der Sowjetzone, und die Sowjets die Unterdrückung des Widerstandes nicht die Kommunisten, sondern die Regime ihrer geschäftlichen Tätigkeit. Die Zeitungen der bürgerlichen Parteien sind zu kritisieren. **Hört** die Zeitungen der westlichen Welt. **Hört** dort, was es ist, was ein wahres, objektives und nicht entstelltes Bild des Geschehens.
Hört im RIAS Nachrichten um 6:30; 9:30; 12:30; 16:30; 19:30; 22:30; 0:30. Die Sendung für Mitteldeutschland um 19:15.
Hört im Deutschland im RIAS um 19:35. Kommentare um 19:30. Jede Montag und Donnerstag werden um 6:15 die Namen der in den sowjetischen KP's Verhafteten gesendet. **Hört** samstag um 19:30 den Kommentar und um 19:45 die Europaratsberichte.
Hört im RIAS um 19:35. Kommentare um 19:30. Jede Montag und Donnerstag werden um 6:15 die Namen der in den sowjetischen KP's Verhafteten gesendet. **Hört** samstag um 19:30 den Kommentar und um 19:45 die Europaratsberichte.
Hört im RIAS um 19:35. Kommentare um 19:30. Jede Montag und Donnerstag werden um 6:15 die Namen der in den sowjetischen KP's Verhafteten gesendet. **Hört** samstag um 19:30 den Kommentar und um 19:45 die Europaratsberichte.

Wer soll Widerstand leisten?
 Jeder soll es — der Arbeiter, der Bauer, der Angestellte und der Intellektuelle. — Jeder an seinem Fleiß und mit den ihm gegebenen Mitteln.
 Jeder soll es, indem er auf die Handlungen der NKWD und deren Helfer achtet, ihren Unmenschlichkeiten nachgeht und dafür sorgt, daß ihre Namen über den Tisch geschickt werden können, um weiteres Opfer zu vermeiden.
 Jeder soll es, indem er das „F“, das Symbol der Freiheit in die Dienststellen, Häuserwände, Türen und auf die Altschutt der sowjetischen Handlungsmal.
 Jeder soll es, indem er die Flugblätter der Widerstandsbewegung verteilt. Und nicht nur das, sondern: Lesen! Abschreiben! Weitergeben! — Indem er die Plakate der kommunistischen Propagandisten vernichtet, übermal, überklebt.
 Jeder Mann soll es in seinem Amt, indem er Mittel und Wege sucht, Unrecht in Recht zu verwandeln und den unter dem Sowjetterror Verfolgten zu helfen.
 Jeder Richter und Staatsanwalt soll es, indem er mutig zu urteilen und zu richten versucht, wie es Verantwortungsbewußtheit und Berufsethos in einem freien Staat von ihm verlangen würden.
 Jeder Volkspolit soll es, indem er sich nicht an handlungslosen für die kommunistischen politischen Kommissare pressen läßt, und indem er die wegen Freiheitsliebe Bedrohten vor ihrer Verurteilung warnt. — In welchen Fällen findet im kein Eid, sondern nur die menschliche Verpflichtung zur Menschlichkeit.
 Niemand ist einem schlosserischen System wie dem Bolschewismus zur Einhaltung eines Dienstes verpflichtet. Denn man hält niemandem den Eid, der selbst tausendfach zum Eidbrüchigen wurde.

Vorsichtsmaßnahmen.
 Erster Grundsatz aller Widerstandstätigkeit ist: Sowjetensicht gegenüber allen, auch den nächsten Angehörigen. Niemand darf sich, eine Familie und die gesamte Sache durch unvorsichtige Reden gefährden.
 Zweiter Grundsatz: auf die Sicherung doppelt so viel Zeit verwenden, wie auf die Arbeit selber. Bei der Vorbereitung einer Widerstandshandlung muß für jeden Augenblick eine passende, jederzeit überprüfbar Erklärung bereitgehalten werden. Wer nichts hinausagt, um Widerstand leisten zu können, sollte sich vorher ein passendes Alibi verschaffen. Wer das „F“ klebt oder Flugblätter verteilt, nicht Handzettel an, um Fingerabdrücke zu vermeiden.
 Dritter Grundsatz aller Widerstandstätigkeit heißt: Mäßigkeit. — Vor allem zu Personen, die sich in der Sowjetzone als Widerstandskämpfer ausgeben oder gar als Mitarbeiter einer bürgerlichen Widerstandsorganisation ausgeben und sich durch Mitgliedschaften oder Widerstandsmaterial zu legitimieren versuchen. Wer nicht Erfahrungen in der Welt gefährlichen Widerstandsbewegung in Gruppen besitzt, sollte grundsätzlich allein bleiben; zumal sich ein Mann von Einzelgänger entscheidend zur Erfüllung beitragen kann.

Unser Ziel:
 Der Sieg der Menschlichkeit in einem freien Deutschland, das gleichberechtigt in dem geeinigten, seinem Kulturbere verpflichtetem Europa steht!

Von Dietrich Schopen und anderen verteilte Flugblätter

Es waren Schüler und Lehrlinge, die nicht strammstehen und nicht unterdrückt werden wollten. Aufsässige im Geiste, eine verschworene Gruppe, angeführt vom Jugendreferenten der LDP Hans-Jürgen Jennerjahn. Im Laufe des Frühjahrs 1950 wurde Dietrich Schopen von seinem Mitschüler Wolfgang Strauß angesprochen, ob er sich an gewissen Aktionen beteiligen wolle. Die Ablehnung des Kommunismus, so Schopen, habe sie verbunden. Doch an Sabotage oder gar Spionage hat er nicht gedacht. Vor allem der Zwang, der schon wieder an der Schule Eingang gefunden hatte, war der Grund für Schopen, bei den Aktionen mitzumachen. Sie schlichen sich zu zweit oder dritt nachts heimlich mit Kleister und Pinsel aus ihren Zimmern und dekorierten die Stadt mit Flugblättern und Plakaten. An den Häuserwänden stand nun mit roter Farbe das symbolische »F« als Zeichen für Freiheit und Widerstand. Das »F« stand auch auf den Klebezetteln, die aus dem Westen von der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) kamen und »Fort mit der SED-Regierung« meinten. Wie die Flugblätter der KgU von West-Berlin nach Schwerin gelangten, wusste nur Wolfgang Strauß. Dafür wurde er später nach Workuta gebracht.

Die Handzettel wurden sogar in Großaktionen mit Raketen verteilt. Die eine startete am 24. Mai 1950 in einem Sandkasten vor dem Bahnhof in Schwerin. Im Bericht des MfS vom 7. Juli 1950 steht: »In etwa 100 Meter Höhe gab es einen Knall und Sekunden später flatterten Hunderte von Handzetteln auf den Platz nieder. Durch Alarmierung der Polizeireviere konnten ca. 400 bis 500 Hetzschriften sichergestellt werden. Um 22.30 Uhr explodierte am Domplatz eine zweite Rakete, bei der ebenfalls ca. 400 bis 500 Hetzschriften verstreut wurden.« Dass das, was sie taten, gefährlich war, wusste Dietrich Schopen. Dass er mit seinem Leben spielte, nicht. In den Flugblättern wurde zum Widerstand aufgerufen, zu politischem Ungehorsam und dazu, westliche Rundfunksender zu hören. Doch nicht dazu, Sabotageakte zu begehen oder die sowjetische Besatzungsmacht anzugreifen. Auf dem Flugblatt »Sinnvoller Widerstand« hieß es am Schluss: »Unser Ziel: Der Sieg der Menschlichkeit in einem freien Deutschland, das gleichberechtigt in dem geeinten, seinem Kulturerbe verpflichteten Europa steht.«

Anfang Juni befand sich Schopen wegen einer Operation im Krankenhaus in der Werderstraße. Ausgerechnet dort übergab ihm

Wolfgang Strauß weitere Flugblätter. Dietrich Schopen wollte das Material schnell loswerden und gab es seiner sechzehnjährigen Schwester mit dem Auftrag, dieses zu einem Freund ins Heimatdorf Blücher bei Hagenow zu bringen. Er arbeitete in der Elbwerft in Boizenburg. Schopen hatte ihn für den Aufbau einer neuen Gruppe angeworben. Bei einer nächtlichen Plakat-Aktion verlor er ausgerechnet ein Foto seiner Freundin. Das war der Anfang vom Ende: Denn am Morgen fand der Parteisekretär der Werft das Foto. Es lag neben den Flugblättern. Man kannte sich im Dorf. Die Information wurde weitergegeben, sodass die Staatssicherheit die Gruppe observieren konnte. Ein Mitschüler und der Vater eines Mitschülers besorgten Schriftproben. Beide waren Inoffizielle Mitarbeiter (IM). Die ganze Gruppe wurde aufgedeckt.

In der Nacht zum 5. Juli 1950 klopfen um 3 Uhr morgens Staatssicherheitsbeamte an die Wohnungstür von Dietrich Schopen. Er und zwei weitere Mitbewohner der Pension wurden verhaftet und ins Gebäude des Geheimdienstes, zuerst in die Geschwister-Scholl-Straße, dann in das Säulengebäude am Markt gebracht. An dem Tag waren sie die Ersten. Nach den Schülern wurden schließlich auch andere Mitglieder der Gruppe verhaftet und verhört. Einige wurden nach einigen Tagen wieder freigelassen. Am 7. Juli brachte man acht Schüler in das Untersuchungsgefängnis der Sowjetische Militäradministration (SMAD) am Demmlerplatz und übergab sie den Russen. Sie mussten sich vollständig ausziehen, alle Körperöffnungen wurden untersucht. Kahl geschoren wurden sie zu fünft in eine Zelle gebracht, die höchstens für zwei Personen gedacht war. Nachts wurden auf dem Boden Matratzen zum Schlafen ausgelegt. Sie lagen dicht nebeneinander; wenn einer sich umdrehte, mussten alle die Richtung wechseln. Einer lag am Kübel. »Nachts fanden aber auch die Verhöre statt, fast immer nachts. Wenn man im ersten Schlaf lag, klopfte es an die Zellentür: Aufmachen, Schopen raus zum Verhör! Geschlagen worden bin ich nicht, aber die nächtlichen Verhöre zerrten an den Nerven. Immer wieder fragten sie nach Spionage und Sabotage. In der ersten Zeit wurde ich dreimal in der Woche geholt, mit der Zeit seltener. Es war ein kalter Sommer, wir haben geschlottert, vielleicht auch aus Angst. Zu essen gab es wenig«, berichtet Dietrich Schopen.

Ein Wiedersehen der Schüler gab es erst bei der Verhandlung Anfang Oktober, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit im Gerichtsgebäude am Demmlerplatz stattfand. Anwesend waren lediglich ein Richter, ein Dolmetscher und ein Schriftführer, kein Verteidiger. Es war ein Tribunal, ohne jede Chance, nach rechtsstaatlichen Grundsätzen verurteilt zu werden. Das Strafmaß lautete für alle 25 Jahre Arbeitserziehungslager wegen antisowjetischer Propaganda und Hetze sowie illegaler Gruppenbildung, verurteilt nach Paragraph 58, Absatz 10 und 11 des Sowjetischen Strafgesetzbuches. Als den verurteilten Schülern ein gequältes Lächeln über die Gesichter glitt, drohte der Richter: »Euch wird das Lachen in Sibirien schon noch vergehen!« 25 Jahre Haft für das Verteilen von Flugblättern? Der neunzehnjährige Schopen konnte es nicht glauben. Es kam ihm wie lebenslänglich vor.

Kurz vor Weihnachten – die Eltern hatten immer noch keine Ahnung, wo sich ihr Sohn befand – wurde er nach Berlin transportiert. Von dort wurden die Häftlinge, zu fünft aneinander gefesselt, mit LKWs weggebracht. Als in seinem Sehschlitz die Orte Poznan und dann Warszawa erschienen, wusste er, dass es wirklich nach Sibirien ging. Von Brest Litowsk ging es mit dem Zug über Moskau, Swerdlowsk, Omsk, Nowosibirsk nach Taischet. Vom Hauptlager aus wurden die Gefangenen auf verschiedene Arbeitslager in Sibirien aufgeteilt. Dietrich Schopen musste nun Zwangsarbeit für Stalin leisten. In Bratsk wurde ein Riesenkraftwerk gebaut, und Schopen wurde bei Rodungen eingesetzt: Bäume fällen, Bäume stapeln, Bäume auf LKWs laden, Bäume in der Station abladen, Bretter auf Eisenbahnwaggons wuchten. Das alles bei gefühlten 50 Grad Minus. Nach zehn Tagen gab es einen freien Tag.

Dietrich Schopen schilderte das Lager so: »Untergebracht waren wir in großen Baracken, mit vielleicht 70, 80 Betten drin. Narren sagte der Russe, diese Viererbetten – oben zwei und unten zwei Betten, vorn mit einem Trockenraum. Im Winter musste man seine Sachen trocknen, die vom Tag her nass waren. In der Mitte stand ein Tisch und oben hing ein Radio, das plärrte Tag und Nacht, bis zur russischen Nationalhymne nach Moskauer Zeit. Die lief nachts zwei Uhr. Und vor allen Dingen war zu wenig zu essen da. Wir waren alle Dystrophiker. Wir waren fast alle unterernährt, aber immer so, dass man nicht verhungerte. Wenn man zu schwach

wurde, päppelte man uns mal wieder ein bisschen auf. Die Kleidung war für die Witterungsbedingungen viel zu dünn. Schlimm war es im Winter, bei eisigem Wind. Wir achteten gegenseitig darauf, dass Ohrläppchen und Nase nicht weiß wurden. Das waren erste Anzeichen für Erfrierungen. Dagegen half nur Reiben.«

Zweieinhalb Jahre Gulag: Dietrich Schopen durfte vorgefertigte Postkarten nach Hause schreiben, die jedoch nie ankamen. Plötzlich starb Stalin, und für die deutschen und ungarischen Gefangenen war der Spuk vorbei. Anfang Juni 1953 wurden sie zurück in das Hauptlager Taischet gebracht. Dort stellte man einen großen Transport zusammen, der nach Königsberg in Richtung Grenze sollte. Doch in Wilna, der Hauptstadt Litauens, war Schluss, denn die Ereignisse in der DDR um den 17. Juni 1953 verzögerten die Weiterfahrt. Warten, warten, warten. Wochenlang. Warum? Das erfuhren sie nicht. Von den Ereignissen hörten sie erst viel später.

Und wieder kam die Angst. Mussten sie noch einmal zurück? Sie warteten bis Dezember, dann ging es über Brest-Litowsk weiter in die DDR, nach Fürstenwalde. Am 28. Dezember 1953 wurde er entlassen. Seine Eltern wohnten inzwischen in Sachsen. Der Vater hatte dort eine neue Pfarrstelle angenommen. Dreieinhalb Jahre hatten sie kein Lebenszeichen von ihrem Sohn erhalten, waren auch nach der Verurteilung von keiner Behörde benachrichtigt worden. Den Vater hatte man selbst für einige Tage verhaftet. Er wurde verhört und ahnte, dass Dietrich Schopen in Sibirien war. Lediglich die Schüler, die in Bautzen einsaßen, durften Besuch empfangen und Briefe erhalten. Sibirien wurde zum Symbol für die vielen Verschwundenen. In den meisten Familien hatte man Angehörige verhaftet, in der Familie Schopen und der seiner Frau allein sechs.

1954 heiratete Dietrich Schopen. Immer wieder hatten ihm Verwandte und Bekannte berichtet, dass sich die Staatssicherheit nach ihm erkundigte. Nach seiner Rückkehr arbeitete er im bäuerlichen Betrieb der Schwiegereltern. Doch die Kollektivierung der Landwirtschaft zeichnete sich bereits ab. Erneut gab es Druck von oben. Das hielt er nicht mehr aus und ging 1955 in den Westen. Mit einem Staat wie diesem wollte er nicht noch einen Konflikt riskieren.

Ramona Ramsenthaler

Edeltraud Eckert

EIN BRIEF

Ich weiß nicht viel von mir zu sagen,
Nur dass ich lebe, dass ich bin,
Und alle Wünsche, die mich tragen,
Sind im Verzicht ein Neubeginn.

Als ich euch damals lassen musste,
War ich beinahe noch ein Kind,
Das nichts von all den Tiefen wusste,
Die oft ein buntes Trugbild sind.

Die Menschen, die mich hier umgeben,
Stehn grell geschminkt im kalten Licht,
Das man das Schicksal nennt. Sie leben
Zumeist mit Masken vorm Gesicht.

So steh ich wartend unter vielen.
Ich lache mit – und bin nicht froh.
Ich hör und seh mich selber spielen.
Mein Herz ist weit, ist anderswo.

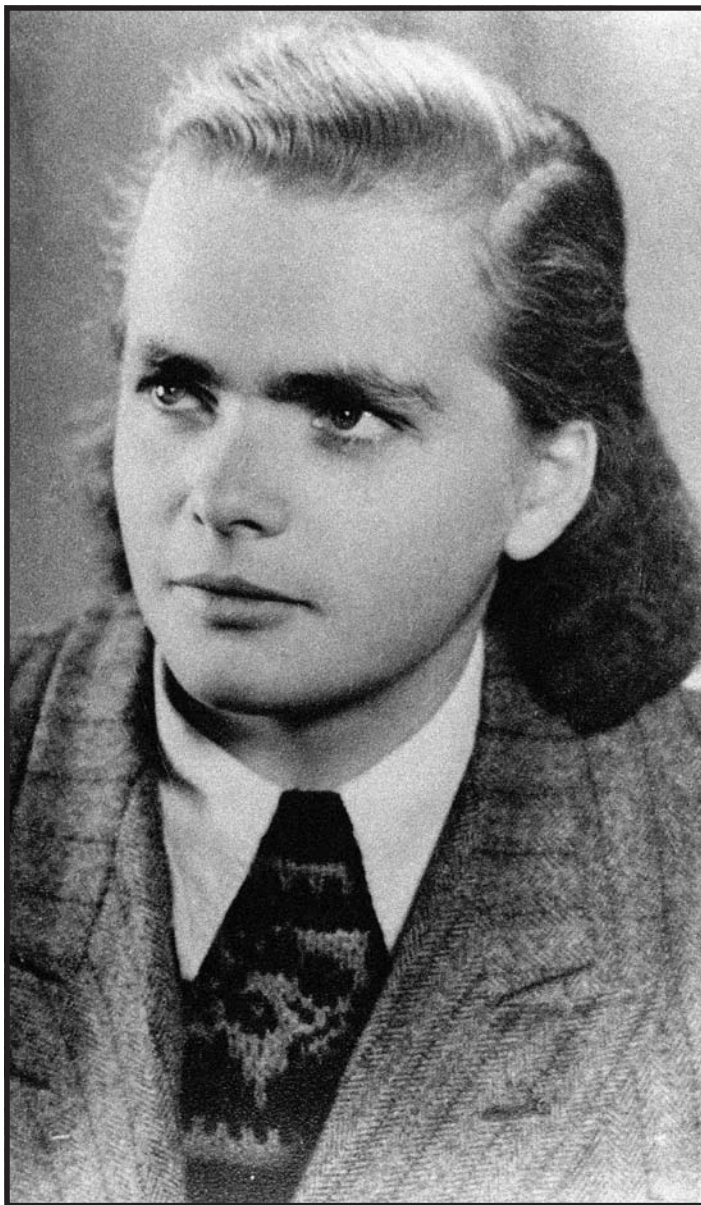
Zuchthaus Waldheim, Januar 1953

Grell geschminkt im kalten Licht

Edeltraud Eckert

Am 10. Mai 1950 betrat Volkspolizei-Kommandeur Hüttner in Potsdam-Eiche gegen 12.15 Uhr das graue Etagenhaus in der Hauptstraße 67a, in dem eine junge Frau wohnte – Edeltraud Eckert. Nach Feststellung der Personalien forderte er sie auf, zur Klärung »einer Angelegenheit« mitzukommen. Sie wurde sofort in Handschellen abgeführt. Ein Auto brachte sie zur nahen Polizei-Dienststelle, von dort aus ging es unmittelbar in Untersuchungshaft. Ihr und drei Freunden – Ursula Jeschke, Werner Krüger und Walter Wittig – wurde vorgeworfen, an politischen Aktionen für die »Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit« beteiligt zu sein. Jeschke und Krüger waren bereits Tage zuvor in Rathenow auf der Chaussee Richtung Stechow verhaftet worden, als sie Flugblattbomben abholen wollten. Der kleinen Widerstandsgruppe drohte nun der Prozess.

Die Verhöre der vier im Potsdamer Polizeigebäude fanden getrennt statt und unter Anwendung physischer Gewalt. Einige Tage später kam es zur Überstellung der vier an das Sowjetische Militärtribunal in Potsdam. Dort wurden sie nächtelang verhört. Edeltraud Eckert wurde dabei von einem vernehmenden Offizier am Kopf verletzt, Werner Krüger mehrfach misshandelt. Das Militärtribunal ließ den Prozess der Rathenower Gruppe auf den 29. Juli 1950 anberaumen und ihn unter Ausschluss der Öffentlichkeit ablaufen, ohne jede Verteidigungsmöglichkeit oder gar Ladung von Entlastungszeugen. Entsprechend drakonisch fielen die Strafen aus: für Edeltraud Eckert 25 Jahre Haft und Arbeitslager sowie Beschlagnahme der gesamten persönlichen Habe. Werner Krüger erhielt dieselbe drastische Strafhöhe, Walter Wittig wurde zu zwanzig Jahren Arbeitslager verurteilt, Ursula Jeschke wegen Mitwisserschaft zu sieben Jahren.



Edeltraud Eckert

Am 30. September 1950 mussten die Verurteilten am frühen Morgen auf Transport. Wohin, erfuhren sie nicht. Am späten Nachmittag fuhr das Auto durch eine Kleinstadt, bog in eine Seitenstraße, ein Gefängnistor ging auf: Haftanstalt Bautzen. Bereits einen Tag später, am Morgen des 1. Oktober 1950, ging es für Edeltraud Eckert weiter. Zusammen mit Ursula Jeschke wurde sie in die Strafvollzugsanstalt Waldheim, nahe Chemnitz, verbracht. Dort erhielt sie die Häftlingsnummer 3911 und eine Uniform: weiße Männerunterwäsche mit langen Ärmeln und Hosenbeinen, als Oberbekleidung einen graublauen Drillichanzug mit senkrecht verlaufenden grünen Streifen, an den bloßen Füßen Holzpantinen mit schwarzem, harten Kunstleder.

Als Edeltraud Eckert im Mai 1950 verhaftet wurde, war sie seit einem halben Jahr Studentin der Pädagogischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität. Ihrem Antrag auf Studienzulassung hatte sie einen Aufsatz beigefügt, in dem es hieß: Ein Lehrer sollte seine Passion darin finden, die »Erziehung zur uneingeschränkten Entfaltung und freien Meinungsäußerung des jungen Menschen« zu fördern und »nicht darin, ihm eine bestimmte politische Richtung aufzudrängen«. Sie und ihr Kommilitone Werner Krüger hörten in den Anfangswochen des Studiums von den bestehenden NKWD-Lagern im Osten Deutschlands, von der ungebrochenen Weiterführung des grausamen Lageruniversums inmitten der vermeintlich besseren Welt. Sie waren empört. Das sozialistische Projekt, dem alle ihre Energie von Beginn an galt, war schlagartig entzaubert. Und sie entschlossen sich, etwas zu tun. Die kleine Rathenower Gruppe entschloss sich zu Widerstand und politischer Aktion, insbesondere auch für die Freilassung der NKWD-Gefangenen.

In Waldheim traf Edeltraud Eckert auch auf jene, für die sie ihr Leben riskiert hatte. Und sie war katastrophalen Haftbedingungen, Hunger und Willkür des Gefängnisalltags ausgeliefert. Der große Belegschaftssaal der sogenannten Waldheimer Engelsburg, in dem sich 150 Frauen aufhielten: Auf der einen Seite standen dreistöckige Eisenbetten, auf der anderen lange Tische, an der dritten Wand Spinde. Zu jedem Bett gehörten ein Strohsack und eine muffige Decke. Jede Frau durfte in ihrem Spind einen Blechnapf, Löffel, Trinkbecher, Kamm, eine Zahnbürste

mit Dose und jeweils den zuletzt empfangenen Brief verwahren. In einem schmalen Zwischenraum zum Saal standen Plumpsklos bzw. Kübel und Waschbecken. Die Notdurft konnte alle zwei Stunden verrichtet werden. Die Frauen gingen tischweise. Der Hafttag begann fünf Uhr, mit Trillerpfeife. Im unbeheizten Waschraum gab es nur kaltes Wasser, keine Seife, statt Zahnpasta Zahnstein. Hinter den Frauen standen Wachtmeisterinnen mit Gummiknüppeln. Nach dem Waschgang erfolgte das Bettenbauen, kam der notorische Zählappell, gingen die Frauen zum Frühstück, das aus einem Becher lauer Kaffeebrühe mit Zucker, einem Stück altem Brot, Margarine und Marmelade bestand. Edeltraud Eckert wurde von Beginn an zum Kurzschneiden von Kaninchenfellen eingesetzt, später arbeitete sie als Schneiderin, saß an einer Knopflochmaschine.

Den inhaftierten Frauen war es erlaubt, einmal im Monat einen Brief zu schreiben, der nicht länger als zwanzig Zeilen zu sein hatte und nichts über die konkreten Haftbedingungen enthalten durfte. Dennoch dürfte viel an Beistand durch die Familie Edeltraud Eckert gar nicht erst erreicht haben, obwohl nichts unversucht blieb, sie im Leben der Familie anwesend zu halten. Die Eltern berichteten in ihren Briefen von den Feiertagen, an denen sie immer mit am Tisch saß, von Alltag und Krankheiten. Das Zimmer der Tochter im elterlichen Haus blieb die gesamte Haftzeit über unverändert. Nur ab und an wurde Staub gewischt. Rilkes Cornet, den Edeltraud Eckert im Kopf bewahrt hielt, lag wie eine Erwartung zu Hause auf ihrem Schreibtisch.

Als fünftes Kind einer Buchhändlerfamilie aus Hindenburg in Oberschlesien 1930 geboren, war Edeltraud Eckert die Jüngste, das Nesthäkchen, war sie für alle die Traudl oder Traude, wollte sie selbst Muck genannt sein, war sie die mit den dicken Zöpfen und den tiefen, warmen Augen, die früh schon Gedichte schrieb und in jeder freien Minute las, und zwar alles, was der gut assortierte Bücherschrank im elterlichen Haus zu bieten hatte. Im Januar 1945 floh Familie Eckert vor der anrückenden Roten Armee nach Brandenburg an der Havel und baute sich dort eine neue Existenz auf. Edeltraud Eckert machte in der kleinen Stadt nahe Potsdam ihr Abitur, trat 1946 – ganz idealistisch gestimmt – in die Freie Deutsche Jugend ein. Als sie 1948 ihr Studium begann, gab

es zugleich auch erste Schreibversuche – erste Gedichte, ganz im Rilke-Ton.

Als die 23-Jährige im Juli 1953 in Waldheim aufgrund guter Arbeitsleistungen einmalig die Möglichkeit erhielt, eigene Texte und Vertonungen in ein Schreibheft einzutragen, war das eine Folge des Volksaufstandes vom Juni 1953, der in den ostdeutschen Gefängnissen kurzzeitig zu leichten Haftverbesserungen führte. Für diese Verse standen ihr kein elterlicher Bücherschrank, keine Universitätsbibliothek, keine Reise nach Paris oder Rom, kein Konzert und keine Diskussion über einen aktuellen Film, keine heftige Liebe, auch kein anregender Austausch mit Freunden zur Verfügung. Im existentiellsten Sinn war sie vollständig auf sich selbst zurückgeworfen. Erinnern die Anfangsgedichte aus der Haft vor allem an den harschen Abschied von zu Hause, versuchte sie in den Briefen Ende 1950 gar noch Kraft nach außen zu geben und aus dem Gefängnis heraus die Eltern zu halten, schrieb sie im Herbst 1953: »Es herbstet, der Winter wird kommen und damit Weihnachten. Ich habe mir abgewöhnt zu fragen: wie viele noch? Einmal, aber das liegt so weit, muss es ja so sein. Es fragt sich nur, was dann von dem Menschen, der damals von Euch ging, übrig geblieben ist. Hoffentlich mehr als die Erinnerung, die er nicht mehr rechtfertigt.«

Ununterbrochen kommende und gehende Menschen, überfüllte Zellen, ihr Alleinsein innerhalb der tonlosen Existenzschule – das Gefühl innerer Einsamkeit bestimmte zunehmend Edeltraud Eckerts gefangenes Leben. Die Dichterin wurde in den Ostteil des Gemeinschaftshauses eingewiesen, in einen Saal mit 120 Frauen. Als sie kurze Zeit nach ihrer Hohenecker Ankunft zusammen mit anderen inhaftierten Frauen versuchte, Kassiber hinauszuschmuggeln, musste sie für mehrere Wochen in Einzelhaft, in eine »Tigerzelle«, in ein dunkles, feuchtes Kellerloch mit winziger Funzel, Strohsack, Kübel für die Notdurft, Steinkrug mit Wasser, Blechschüssel zum Waschen und jeder Menge Kellerasseln. Warmes Essen gab es nur alle drei Tage, auf der Haferflockensuppe schwammen Maden.

Nach dem Karzer wurde Edeltraud Eckert als Mechanikerin in der Schneiderei eingesetzt. Schafften die Frauen die hohen Arbeitsleistungen, konnten sie sich zusätzlich Lebensmittel kaufen,

außerdem versprach das Haftverkürzung. Deshalb musste die Arbeit an den Maschinen, die technisch alle hoffnungslos veraltet waren, möglichst reibungslos laufen, Schicht für Schicht. Der Druck war hoch. Am 24. Januar 1955 lief die große Welle, die sich durch den großen Saal zog, ohne Pause. In der Spätschicht ging es hektisch zu. Die Mechanikerinnen hatten alle Hände voll zu tun. Plötzlich fiel ein Spulgehäuse herunter, das auf einer der Maschinen gelegen hatte. Um das Anhalten der Maschine zu verhindern, bückte sich Edeltraud Eckert und griff nach dem Gehäuse. In dem Moment wurden ihre Haare, die sie ausgerechnet in dieser Schicht offen trug, von der Getriebewelle erfasst. Sie kam in die Rotierung, die Kopfhaut wurde großflächig abgerissen. Die Elektrikerin war glücklicherweise in der Nähe, sodass die Welle nach Sekunden schon abgestellt werden konnte. Die Anstaltsärztin legte sofort einen Notverband an und löste Haar und Kopfhaut vorsichtig aus der schwer verschmutzten Welle. Der Skalp musste sofort desinfiziert werden, doch die Wachtmeisterin, die den Schlüssel zum Arzneischrank in der Tasche trug, war in jener Nacht in der Stadt unterwegs. Der Schrank wurde nicht geöffnet.

Als Edeltraud Eckert im Städtischen Krankenhaus Stollberg eintraf, wurde das ganze Ausmaß ihrer Verletzung sichtbar. Der amtierende Chefarzt vermutete, dass sie die Nacht nicht überleben würde. Am 26. Januar 1955 fuhr man sie ins Haftkrankenhaus Leipzig-Meusdorf. Bei einer dreistündigen Operation wurde ihr die Kopfhaut wieder aufgenäht. Doch die Wunde war kompliziert und begann zu eitern. In den Folgewochen wurden mehrere Transplantationen nötig. Es kam zu schweren Infektionen. Der Vater Emanuel Eckert fuhr nach Berlin, sprach bei Referenten in den zuständigen Ministerien vor, bat, forderte, kämpfte um seine Tochter. Dort sagte man ihm, der Fall werde überprüft, doch es könne Wochen dauern. Durch eine weitere Operation am 29. März 1955 geriet die Kopfwunde völlig außer Kontrolle. Am 8. April 1955 wurde Edeltraud Eckert wegen Wundstarrkrampf in die Chirurgische Universitätsklinik Leipzig eingeliefert. Aufgrund akuter Atemnot öffnete man ihr operativ die Luftröhre unterhalb des Kehlkopfes. Doch Hilfe kam zu spät. Nach unseligem Totenkampf starb Edeltraud Eckert am 18. April 1955, morgens 2 Uhr.

Zwei Tage später wurde sie eingäschert und ihre Urne in einem geheim gehaltenen Massengrab beigesetzt. Am 23. April 1955 hielt ein Paketauto vor dem Haus der Eltern. Der Bote gab einen mit Bindfaden verschnürten, größeren Karton ab. Sein Inhalt: das Kostüm von Edeltraud Eckert, das sie bei ihrer Verhaftung trug, ein paar Habseligkeiten und das Schreibheft, das sie in Waldheim führen durfte. Eine Stunde später fiel ein Brief mit knappem Wortlaut in den Kasten. Der Absender: das Haftkrankenhaus Leipzig-Kleinmeusdorf. Die Eltern erhielten weder Totenschein noch Sterbeurkunde.

Ines Geipel

Jugendknast

Im Arbeitslager Rüdersdorf waren Mitte der 60er Jahre 14- bis 18-jährige männliche Jugendliche für sechs bis acht Wochen ohne Gerichtsbeschluss inhaftiert. Sie wurden zu Schwerstarbeit eingesetzt: im Steinbruch, Gleisbau und in den Zementwerken Rüdersdorf. Oft wurden sie anschließend zur Umerziehung in Jugendwerkhöfe eingewiesen.

Ausbruch aus Rüdersdorf

Rainer Buchwald und Clemens Lindenau

Rainer Buchwald, genannt Buchi, lebte in Ost-Berlin und war 1967 sechzehn Jahre alt. An jenem Samstag im Februar, dem Tag, als sein Martyrium begann, sagte er seiner Mutter Bescheid, dass er noch zu einem Kumpel gehe, um weiter an der Modelleisenbahn zu bauen. Es könne spät werden, und er wolle bei seinem Freund übernachten. Die Mutter war wenig begeistert, ließ den Sohn aber ziehen. Sie ahnte nicht, dass sie lange nichts mehr von ihm hören würde.

Das Familienleben war alles andere als entspannt. Der Stiefvater war Alkoholiker; mit dem Stiefsohn, den er ablehnte, lag er im Streit. Rainer Buchwald, der dem Mann indessen körperlich überlegen war, machte unmissverständlich klar, dass er seine Mutter nicht zu schlagen habe. War der Stiefvater in jener Nacht zur Polizei gegangen, um den Stiefsohn loszuwerden? Fakt ist, dass Rainer am nächsten Morgen um 5.30 Uhr von Uniformierten aus dem Bett geholt wurde. Er solle sich sofort anziehen. Mit einer Knebelkette gefesselt, wurde er in die Polizeiwache in Friedrichshain gebracht. Von da mit dem Streifenwagen ins Durchgangshaus Alt-Stralau. Dort musste er eine Nacht bleiben. Was war eigentlich los? Was hatte er verbrochen?

Erst kurz zuvor war das Lehrlingskollektiv, in dem Rainer Buchwald für den VEB Hochbau ausgebildet wurde, von einem neuen Lehrfacharbeiter übernommen worden. In einem Gespräch mit dem Jungen hatte der Ausbilder versucht, ihn für die Staatssicherheit anzuwerben. Rainer jedoch lehnte die Spitzeltätigkeit ab. Nicht nur das. Er erzählte den anderen vom Anwerbeversuch der

Lehrkraft. Auch, dass der Mann mal im Frauenknast gearbeitet hatte, flog jetzt auf. Folgte nun die Strafe? Dies allerdings würde sich Rainer Buchwald erst viel später fragen.

Im Durchgangsheim hoffte er immer noch auf eine kurze Episode, darauf, nach Hause entlassen zu werden. Stattdessen wurde er morgens auf einen LKW des Typs S 4000 verfrachtet. Zusammen mit anderen Jugendlichen wurde er in das »Erziehungs- und Arbeitslager« Rüdersdorf verschleppt. Die Ankunft dort hat er nie vergessen.

Bewaffnete Polizisten empfingen die Jungen, die einer nach dem anderen vom LKW sprangen. Befehle wurden gebrüllt. »Im Laufschrift!«, hieß es. Rainer Buchwald blickte sich verwirrt um. Wo war er hier? Und wohin sollte er laufen? Da spürte er eine Berührung auf seinem Rücken, hörte, wie ein Gewehr durchgeladen und entsichert wurde. Das Klicken kannte er. Vor der Lehre musste er eine vormilitärische Ausbildung absolvieren. Da haben sie gelernt, die Kalaschnikow zusammenzubauen und zu entsichern. Rainer Buchwald stand da wie erstarrt, spürte das Drücken der Waffe auf seiner Wirbelsäule. Er hatte Angst. Angst, sich zu bewegen. Angst, sich nicht zu bewegen.

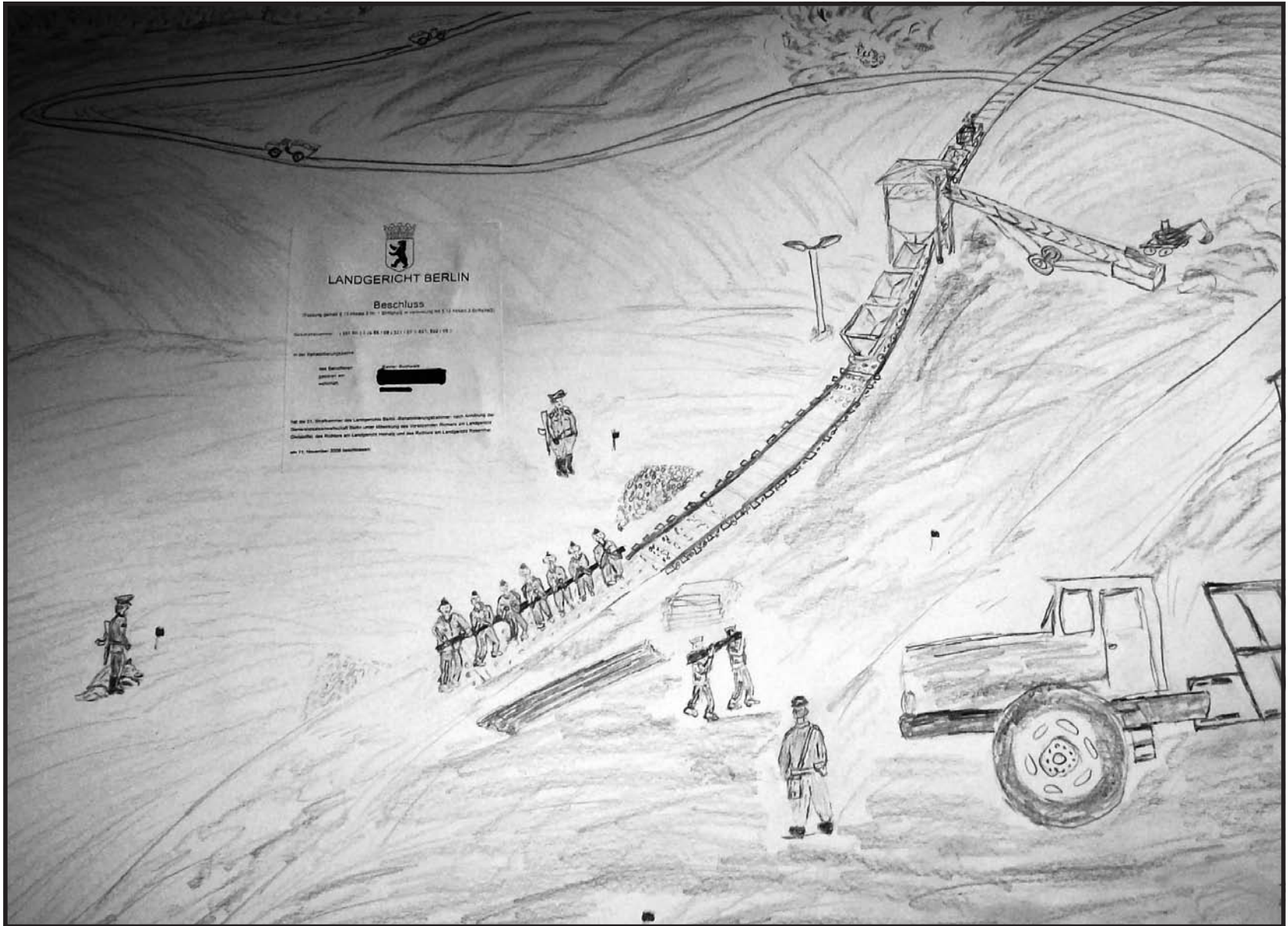
Der Polizist wurde schließlich von einem anderen Mann entworfen. Der bedrohte Junge bekam davon nichts mit. Er wagte nicht, sich umzudrehen. Erst später hörte er, was passiert war. Er bekam einen Schubs, lief automatisch wie die anderen zu den Baracken. In einem Waschraum wurden die Ankömmlinge desinfiziert, die Haare abgeschnitten und Glatzen geschoren. Viele der Jungen trugen lange Haare, wie es gerade Mode war und von der Staatsmacht verpönt. Nackt und kahlköpfig standen sie nun da. Was sie erwartete, wussten sie nicht.

Clemens Lindenau, den alle nur Cleo nannten, war 17, trug die Haare lang, sehr lang sogar, war in der achten Klasse von der Schule geflogen und auch aus der Lehre zum Tiefbaufacharbeiter. »Politisch nicht tragbar«, hieß es. Die DDR und ihre Politik lehnte er offen ab. Bis 1961 war die Welt noch in Ordnung, aber mit dem Mauerbau kam die Empörung. »Wir kannten den Westen, uns konnten die nichts vormachen.« Auch er wurde eines Morgens um 5.30 Uhr aus dem Bett gezerrt. »Anziehen, mitkommen!« In einem Barkas der Polizei, eingesperrt in einer dunklen Zelle,

fuhr er quer durch Berlin. Wo man ihn hinbrachte, wusste auch er nicht. Kaum aus dem Wagen, wurde er angebrüllt: »Zurück! Marsch, Marsch! Zum Tor!«

»Zögling Lindenau meldet sich zur Stelle!«, sollte er rufen. Er sagte: »Ich bin nicht freiwillig hier.« Zur Kleiderkammer ließ man ihn auf dem Boden kriechend robben, dann nackt zum Waschraum. Zwei Polizisten in Uniform richteten Schläuche auf ihn, duschten ihn mit kaltem Wasser ab. Er durfte sich nicht abtrocknen, stieg nass in die Anstaltskleidung. Sein Kopf wurde geschoren; anschließend befahl man ihm, seine Haare zusammenzufegen und sie in den Ofen zu schmeißen. Haare waren nicht einfach Haare in dieser Zeit, sie waren ein Statussymbol, ein Teil des Ich. Die Glatze war die Rache des Staates an der Rebellion der langhaarigen Jugend. Aber das war erst der Anfang der Strafaktion. SED-Bezirksleitung, Staatsanwalt, Volksbildung, Staatssicherheit und Volkspolizei waren sich einig: »Zur Bekämpfung des Rowdy- und Arbeitsbummelantentums« sollten Exempel statuiert werden, zur Abschreckung.

Wieso landeten Jugendliche im Arbeitslager? Zum Beispiel, weil sie das Verbot, den Weihnachtsmarkt in Berlin-Friedrichshain zu betreten, missachtet hatten. Weil ihre Haare zu lang waren und sie die falsche Musik, etwa die Rolling Stones oder die Beatles, hörten und sich am falschen Ort, etwa am Alex an der Weltzeituhr oder im Lichtenberger Tunnel, befanden. Weil sie sich in der Öffentlichkeit »zusammenrotteten«, da vielleicht sogar Alkohol tranken und ihre Kofferradios zu laut aufdrehten. Weil sie nicht regelmäßig zur Arbeit gingen. Diese »Gammler, Schmarotzer, Parasiten« der sozialistischen Gesellschaft mussten zu ihrem Glück gezwungen werden. Dieses »Glück« bedeutete für Cleo erst einmal: Arbeit im Steinbruch. Vor ein paar Tagen noch hatte er seinen ersten Kuss erlebt, den ersten Sex, das »erste Mal«. Jetzt musste er mit einem zwanzig Pfund schweren Hammer »Steine kloppen«. Auch Rainer Buchwald schuftete da schon. So musste er mit anderen die Schienen einer Kleinbahn demonstrieren und abtransportieren. Körperliche Schwerstarbeit für die unerfahrenen Jungen. Erst, als einer der Jugendlichen im Steinbruch abstürzte, wurde das Experiment mit den Minderjährigen abgebrochen. Nach Hause durften sie trotzdem nicht. Sie mussten



Zeichnung des Erziehungs- und Arbeitslagers Rüdersdorf von Rainer Buchwald, darauf sein Rehabilitierungsbescheid

nun im Zementwerk Rüdersdorf malochen und die Drehöfen entschlacken. Das bedeutete, dass sie in die Öfen hineinkriechen und sie reinigen mussten, auch dann, wenn sie noch heiß waren.

Aber nicht nur die Arbeit war hart und unerträglich. Um 5 Uhr wurden sie per Trillerpfeife aus dem Schlaf gerissen, mussten sofort aus dem Bett springen. Der »Verwahrraum« war wie eine Zelle eingerichtet. Die Doppelstockbetten standen dicht an dicht. Für die Notdurft gab es einen Eimer. Nach dem Durchzählen und Waschen folgte der Bettenbau nach militärischer Vorschrift. Das karierte Bettzeug musste nach Muster zusammengelegt werden. Zeigte sich auch nur eine Falte, wurde es wieder heruntergerissen. Es folgten Stubenreinigung, Morgenappell und Frühsport. Dann wurden die Jungen in Arbeitskommandos aufgeteilt und mit dem LKW in die Zementwerke transportiert. Alles unter Bewachung. Schwerebewaffnete Volkspolizisten aus dem Strafvollzug und einige sogenannte Erzieher. Bei Fluchtversuch würde geschossen, wurde den Zöglingen gedroht. Nach der Arbeit hieß es antreten und durchzählen, dann musste die Arbeitskleidung gereinigt werden, die »Verwahrräume« geputzt. Zur Nachtruhe um einundzwanzig Uhr wurden die Luken vor den Fenstern verschlossen.

Viele Jugendliche waren der schweren Arbeit, dem permanenten Druck, dem Drill und der Überwachung nicht gewachsen. Rainer Buchwald erinnerte sich an einen kalten Tag im Februar, an dem einige der Jungen auf die Idee kamen, sich im zugigen Zementwerk nasse Lappen auf die nackte Brust zu legen. Mit einer Lungenentzündung konnte man vielleicht ins Krankenhaus kommen. Andere schlugen mit dem Ellenbogen gegen die Wand, um sich so schwer zu verletzen, dass sie nicht zur Arbeit mussten.

Auch Clemens Lindenau, alias Cleo, hielt es nicht aus. Einen Tag vor seinem achtzehnten Geburtstag beschloss er, sich ein besonderes Geschenk zu machen: »Wir hauen hier ab!« In dieser Nacht sorgte er dafür, dass die Fensterläden seines »Verwahrraumes« nur zugezogen wurden statt verschlossen. Er organisierte sich ein Messer, doch er benutzte es nicht als Waffe, sondern als Werkzeug. Die Glühbirne wurde herausgeschraubt, das Messer in die Fassung hineingestochen. Das Licht ging aus. Überall. Die Jungen kletterten aus der Baracke, hängten noch weitere Fensterläden aus. Einige schlossen sich Cleo an, andere nicht. Die

Fensterläden vor Buchis Zimmer ließen sich auf die Schnelle nicht lösen. »Haut ab! Macht, dass Ihr wegkommt! Soweit weg wie möglich!«, rief er den Ausbrechern noch zu. Die neun Ausbrecher ließen sich das nicht zweimal sagen.

Der erste Zaun war drei Meter hoch; sie kletterten hinüber. Den zweiten Zaun warfen sie um. Erstaunlicherweise war das Objekt in dieser Nacht nicht wie sonst von Hunden bewacht. Aber das Wunder hielt nicht an. Eine Polizeikolonnen kam ihnen schon auf der Landstraße entgegen. Bremsen quietschten. Kommandos wurden gebrüllt. Hunde auf die Flüchtenden gehetzt. Die Jungen rannten in panischer Angst über die Felder. Verfolgt von den Hunden. Erst, als sie in ein Rieselfeld hineinliefen, blieben die Tiere zurück. Die Jugendlichen sanken bis zur Brust in der Gülle ein. Sie waren klitschnass, es war eisig kalt, der Vollmond schien. Sie schlugen sich bis zu einer Scheune durch, verkrochen sich im Stroh. Einem gelang es, weiter zu fliehen. Er kam bis zum S-Bahnhof Ostkreuz. Dort wurde er von der Polizei aufgegriffen. Sein Spitzname: »Totenkopf«. »Am nächsten Tag sah mein Gesicht wirklich aus wie ein Totenkopf.« Derart wurde er von den Uniformierten misshandelt.

Mittlerweile war es 23 Uhr. Die im Lager gebliebenen Jugendlichen wurden aus ihren Betten gescheucht und auf den Appellplatz vor der Baracke getrieben. Da mussten sie stehen, stundenlang, in Nachthemd oder Unterwäsche, wurden immer wieder befragt, wo die Flüchtlinge hin wollten. Niemand sagte etwas. Einige brachen zusammen, blieben auf dem kalten Boden liegen. Um 6 Uhr standen die Übrigen immer noch. Da wurden die ersten Ausreißer zurückgebracht. Gegen 8 Uhr war auch der letzte von ihnen wieder im Lager.

Cleo und zwei weitere Jugendliche wurden sofort in den Arrest gesteckt. Wie die anderen musste er zuvor durch ein Polizeispalier laufen, es hagelte Schläge mit dem Gummiknüppel. Weil er den Ausbruch organisiert hatte, wurde er nach Hohenschönhausen gebracht, kam dort in U-Haft, danach für zwei Monate in Einzelhaft in der Keibelstraße mit etlichen Vernehmungen. Es ging ihm schlecht; er war am Ende, dachte an Selbstmord. An seiner Tür klebte eine rote Marke; das bedeutete suizidverdächtig. Später wurde er nach Rummelsburg verlegt, in die Vollzugsanstalt,

saß dort in Untersuchungshaft und wurde schließlich in den Jugendwerkhof Freital gesteckt. Dort blieb er bis 1969, arbeitete im 3-Schichtsystem im Stahl- und Walzwerk. Nach seiner Entlassung blieb er verbotenerweise eine Woche in Dresden, weil er da ein Mädchen kennengelernt hatte. Für die Verspätung landete er sofort wieder in der Keibelstraße.

Ein normales Leben in der DDR war für ihn nicht mehr möglich. Immer wieder geriet er in Konflikte mit der Staatsmacht. Einmal ging das Gerücht um, am 7. Oktober 1969 würden die Rolling Stones auf dem Dach des West-Berliner Springerhauses auftreten, nah der Mauer, extra für die Fans in der DDR. Den Jugendlichen, die sich in der Leipziger Straße ansammelten, wurde befohlen, den Platz zu räumen. Statt der Stones kam die Polizei, knüppelte die jungen Fans zusammen. Alle Langhaarigen wurden mitgenommen, auch Cleo. So landete er nach einem Schnellgerichtsverfahren wegen »Zusammenrottung« wieder in Rummelsburg, nähte Knöpfe an die Haftkleidung und lernte Mörder und andere Schwerverbrecher kennen.

Auch Rainer Buchwald erging es nicht besser. Nach acht Wochen Rüdersdorf wurde er in den Jugendwerkhof Lehnin eingewiesen. Doch die Umerziehung zum vollwertigen Mitglied der sozialistischen Gesellschaft klappte auch bei ihm nicht. 1973 wurde er zum zweiten Mal in ein Arbeitslager gesteckt: nach Berndshof bei Ückermünde, wegen angeblich »asozialen Verhaltens«. Dort arbeitete er in der Küche. Als er in die Gießerei sollte, stiftete er eine Meuterei an, berief sich auf Artikel VII der KSZE-Schlussakte von Helsinki. Ihm ging es um die Achtung der Menschenrechte. Zur Strafe wurde er in die Vollzugsanstalt Neustrelitz verlegt und zu weiteren fünfzehn Monaten verurteilt. Das Urteil wurde damit begründet, dass er in der Haft eine Republikflucht geplant habe. Nach diesem erneuten Unrecht erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Er verweigerte vierzehn Tage lang die Nahrung und kam in das Haftkrankenhaus nach Bützow. Mit Handschellen ans Bett gekettet, wurde er zwangsernährt. Der berühmte Grotewohlexpress brachte Rainer Buchwald schließlich nach Bautzen. Dort wurde er im Januar 1977, nach insgesamt drei Jahren und drei Monaten Haft, entlassen. Für seine Zwangsarbeit bekam er 123 Mark ausgezahlt. Kurze Zeit später lernte er seine

Frau kennen, mit der er heute 30 Jahre verheiratet ist. Das Paar bekam zwei Kinder. Zunächst arbeitete er als Schmied bei einem Steinmetz, später als Taxifahrer. Außerdem war er zehn Jahre lang ehrenamtlicher Seelsorger bei der Kirche. Dort betreute er alte Menschen und Jugendliche, die nicht zur Armee wollten. Einen Ausreisantrag stellte er zwar, doch dieser wurde nie befürwortet. 1989 war er »bei jeder Demo« dabei. Heute ist Rainer Buchwald vollständig rehabilitiert: Seine Lager-, Jugendwerkhof- und Gefängnisaufenthalte wurden als rechtsstaatswidrig anerkannt.

Cleo Lindenau wurde 1981 mit Frau und Kind aus der DDR entlassen. Nach einem Jahr Krankschreibung wurde er in West-Berlin Busfahrer der BVG. Doch bis dahin war es ein langer Weg: Von 1972 bis 1974 kam er noch einmal in ein Arbeitslager. Diesmal nach Raßnitz. Dort musste er, als Strafe dafür, dass er für den Staat DDR nicht mehr arbeiten wollte, in der Braunkohle im Tagebau arbeiten.

Noch heute zieren Tätowierungen aus den Knastzeiten seine Arme. Besonders auffällig: das Wort ZÖGLING. Es steht für den Aufenthalt im Jugendarbeitslager Rüdersdorf. Darüber wacht und lacht eine Mickymaus, als wolle sie sagen: Scheiße, dein Leben hätte auch anders verlaufen können.

Grit Poppe

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

*Es ist nicht gestattet, Abbildungen dieses Buches
zu scannen, in PCs oder auf CDs zu speichern oder
mit Computern zu verändern oder einzeln oder
zusammen mit anderen Bildvorlagen zu manipu-
lieren, es sei denn mit schriftlicher Genehmigung
des Verlages.*

Copyright © by marixverlag GmbH,
Wiesbaden 2009

Covergestaltung: Nicole Ehlers, marixverlag GmbH
Typografie und Satz: Carsten Minkewitz, Berlin
Bildnachweis: mauritius images GmbH, Mittenwald,
Paket, Fotografie von Arndt Oehmichen
Lektorat: Dietmar Urmes, Bottrop
Gesamtherstellung: ggp media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-86539-211-4

www.marixverlag.de